

Ferdinand von Schirach
DER STILLE FREUND

Ferdinand von Schirach

DER STILLE FREUND

Luchterhand

»Ich gestehe, ich glaube nicht an die Zeit.«

Vladimir Nabokov in *Erinnerung, sprich*

Der stille Freund

Vor acht Jahren wollte Massimo von seiner Farm in Namibia mit der Propellermaschine in die Hauptstadt fliegen. Es war eine alte Cessna 172. Wir sind oft mit dieser Maschine geflogen, das sind gutmütige kleine Flugzeuge, solide und robust, sie brauchen nur kurze Landebahnen, und mit ein bisschen Pflege tun sie Jahrzehnte ihren Dienst. Massimo flog damit alle zwei Wochen nach Windhuk, um Einkäufe zu erledigen und Freunde zu besuchen. Das war angenehmer, als sechs Stunden in dem furchtbar unbequemen Toyota zu sitzen.

Als das Flugzeug abhob, stieg ein Schwarm Webervögel auf. Dagegen ist auch der beste Pilot machtlos. »Vogelschlag« stand später in dem offiziellen Unfallbericht. Er liegt mit den Fotos auf meinem Schreibtisch, während ich diesen Text schreibe.

Seine Frau saß mit ihrer Schwester auf der Veranda des Farmhauses, nur ein paar Meter von der Startbahn entfernt. Sie hörten die Explosion und rannten zu dem Rauch hinter dem Hügel. Verstreute Trümmerteile, Metall, das sich in den Boden gebohrt

hatte, ein herausgerissener Sitz. Neben der Piste der Rumpf des schmalen Flugzeuges, verbogen und zusammengestaucht, ein Flügel war abgerissen. Massimos Frau konnte den Geruch nach verbranntem Fleisch nie wieder vergessen.

Massimo und ich waren zusammen in einem Jesuiteninternat gewesen. Seine Frau ging in eine Klosterschule, mit deren Schülerinnen wir unseren ersten Tanzkurs hatten. Er war damals ein dürrer Junge mit bleichem Gesicht, riesiger Nase und lautem Lachen. Auch als Erwachsener sah er immer ein wenig aus, als sei er gerade aus dem Bett gekommen. Die Kragen und Manschetten seiner Hemden waren durchgescheuert, er trug heruntergetretene Schuhe, und alle seine Jacken hatten Löcher, selbst sein Smoking. Jede Form von Ordnung hielt er für verrückt, und Geld sei ausschließlich dafür da, es sofort wieder auszugeben. Seinen Wagen besaß er seit mehr als dreißig Jahren und hatte ihn noch nie gewaschen.

Massimo stammte aus einer streng katholischen Familie. Seine Mutter trug auf Festen den Sternkreuzorden. Als sein Vater einmal für ein staatliches Amt vereidigt werden sollte, sagte sie: »Du liebe Güte, man schwört nicht auf die Verfassung. Man dient nur dem Herrn.«

Als Kind las Massimo die Bibel, weil er mehr über diesen Gott wissen wollte, von dem seine Mutter ständig sprach. Der Gott des Alten Testaments

sei ein kleiner Feuergott, eifersüchtig und böartig, sagte Massimo später. Der brutale Gott eines unterdrückten Volks, einer, der Brüder gegeneinander kämpfen lasse. Dieser Gott habe Feinde und lasse sie von seinen Anhängern verstümmeln und töten. So ein Gott könne keine Welten erschaffen, dachte Massimo, das Universum ist zu erhaben für ihn. Er sagte, viele der Geschichten in der Bibel gehörten zum Besten, was er in seinem Leben gelesen habe. Nur glaubten die Christen, es seien keine Erzählungen, keine wundervollen Menschheitsmärchen. Sie würden die Wahrheit verkünden, behaupteten sie.

Jesus Christus sei ihm näher als der Gott des Alten Testaments, sagte Massimo. Ein verlassener und verletzlicher Mensch, einer der das Brot teile, tröste und heile. Massimo las die Bücher der Kirchenväter, einige Originalausgaben standen in der Bibliothek seiner Familie in Florenz. Er war beeindruckt von der Phantasie dieser gläubigen Männer, von ihrer Sicherheit und Intelligenz. Und er war angewidert von ihrer Intoleranz und Grausamkeit. Das, was sie »Beweise« nennen, kam ihm albern vor. Das seien nur Sprachspiele und Zirkelschlüsse, sie könnten die Welt nicht erklären, sagte er.

Jedes Volk kennt solche Mythen über die Entstehung der Welt. In China glaubten einige, das All sei ursprünglich ein Ei gewesen, in dem ein einziges Urwesen lebte. Bei den Maori waren Himmel und

Erde ein sich liebendes, eng umschlungenes Paar. Bei den Germanen gab es eine gähnende Schlucht, die große Leere zu Beginn des Weltgeschehens. Auch das sind phantastische Geschichten, voller Wunder und Fabelwesen. Aber jeder Mythos verlangt, dass man an ihn glaubt, sonst kann sich sein Zauber nie ganz entfalten. Und glauben konnte Massimo nicht.

Er suchte Antworten in der Antike. Der Schriftsteller Gustave Flaubert schrieb 1861: »Die Schwermut der Antike erscheint mir tiefer als die moderner Menschen, die alle mehr oder weniger glauben, jenseits der *dunklen Leere* liege die Unsterblichkeit. Für den antiken Menschen aber war die dunkle Leere die Unendlichkeit selbst. Seine Träume tauchen auf und versinken vor dem Hintergrund aus unveränderlichem Ebenholz. Keine Schreie, keine Bewegungen – nichts als ein starrer, nachdenklicher Blick. Als es die Götter schon nicht mehr gab und Christus noch nicht gekommen war, gab es diesen einzigartigen Augenblick in der Geschichte, von Cicero bis Mark Aurel, da war der Mensch allein. Diese Größe finde ich nirgendwo sonst.« Massimo fragte, warum diese Klarheit wieder verloren ging. Wie konnte das begabteste Volk, die Athener, nach den 50 strahlendsten Jahren der Menschheit, wieder Krieg gegen seine Nachbarn führen? Und warum waren nach der Aufklärung die größten Verbrechen der Menschheit möglich?

Ich erinnere mich auch, wie er eines Morgens im Internat in mein Zimmer kam, im Schlafanzug auf den Tisch stieg und laut die drei Fragen Kants stellte: »Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?« Dann sprang er herunter und sagte: »Das wird das nächste Jahr.« Bei einem Jahr blieb es nicht. Er las Platon, Aristoteles, Descartes und Spinoza. Nächstelang erklärte er mir, dass er ein Traum innerhalb eines Traums sein könnte. Oder ein Gehirn, das sich diese Welt nur ausdenke, eine Simulation. Dann ging es weiter mit Hegel, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger und der Frankfurter Schule. Und nie wurden Kants Fragen beantwortet.

Viel später beschäftigte sich Massimo mit den Naturwissenschaften. Wir lagen auf dem Dach der Farm in Namibia unter einem riesigen Sternenhimmel, und er versuchte seiner Frau und mir vergeblich Superstrings in höher dimensionalen Bahnen zu erklären. Er sprach von Paralleluniversen, von Big Bangs, die aus Big Crunches entstünden, von schwarzen Löchern in fünfdimensionalen Räumen und von Blasen, die selbst so groß wie Universen seien. Es werde immer wieder neue Theorien geben, die versuchen, den Anfang zu verstehen und das Ende vorauszusehen. Diese Theorien würden von den hervorragendsten Gehirnen unseres Planeten entworfen, sagte Massimo. Aber sie seien nicht überprüf-

bar, man könne sie glauben oder auch nicht. Es seien also ebenfalls Mythen, nur weitaus klügere.

An einem frühen Morgen im August, nachdem Massimo wieder die ganze Nacht gelesen hatte, trat er auf die Terrasse seines Hauses in Florenz. Es war schon warm, die Dächer der Stadt leuchteten, die Kuppel von Santa Maria del Fiore, Giotto's Campanile und der Turm des Palazzo Vecchio. Und dann, ganz plötzlich, wurde ihm klar, dass nur das Lebendige wahr ist, nur das Staunen, nur die Schönheit unserer Welt, dieser eine Moment. Er ging in ein Café, bestellte ein Cornetto, biss hinein und konnte nicht mehr aufhören zu lachen. Massimo nannte diesen Moment später seinen »stillen Freund«, zu dem er immer wieder zurückkehren konnte. Das verstand ich sehr gut.

Er sagte, es sei Wahnsinn, dass alle Menschen immer wieder die gleichen Erfahrungen machen müssten. Und die gleichen Fehler. Man solle doch einfach einmal alle Regeln aufschreiben, mit denen ein Leben gelinge. Nach Massimos Tod fragte mich seine Tochter, ob ich dieses Buch für sie schreiben könne.

Ich vermisse meinen klugen Freund noch immer. Aber ich fürchte, er irrte sich. Natürlich, man muss freundlich sein, großzügig, tapfer und sanft. Es ist albern, sich selbst allzu ernst zu nehmen. Und niemals, wirklich niemals, darf man sich als Opfer

sehen. Aber das ist schon alles. Es ist doch ganz gleichgültig, ob wir in der besten oder der schlechtesten aller Welten leben. Alle Fragen nach einem Sinn sind Kinderfragen. Niemand weiß, warum das eine Leben glückt und das andere nicht. Es gibt keine Regeln, es gab sie noch nie.

Ich jedenfalls kann Massimos Buch nicht schreiben. Aber ich erinnere mich an den Geruch des Sommers in Südfrankreich, als ich 15 Jahre alt war und an den roten Sand des Tennisplatzes in unserem Park und an die sehr langen, weißen Seidenhandschuhe meiner Tante.

Ich bin Schriftsteller, ich erzähle nur Geschichten.

Spiegelstrafe

Auf dem einzigen Foto, das ich von Cynthia besitze, ist sie fünf Jahre alt, ich bin zwei Jahre jünger. Wir stehen am alten Brunnen im Rosengarten vor unserem Haus in München. Sie ist größer als ich und hat eine Hand auf meine Schulter gelegt. Wir schauen beide angestrengt in die Kamera, die vermutlich mein Vater hielt. Ich erinnere mich nicht an die Situation, an nichts, was davor oder danach geschah. Nur dieses Schwarz-Weiß-Foto gibt es noch.

18 Jahre später traf ich sie auf einem Empfang in Bonn wieder. Sie studierte damals in England und besuchte über das Wochenende eine Freundin in der Stadt. Ich hatte dort gerade mein zweites Semester begonnen.

Um Cynthias vollständigen Namen mit allen Vornamen und Titeln zu schreiben, brauchte man eine halbe Seite. Sie stammte aus einer schlesischen Familie, die nach dem Krieg alles verloren hatte. Als sie vier Jahre alt war, sind ihre Eltern in Südamerika bei einem Autounfall umgekommen.

Cynthia war bei ihren Großeltern aufgewach-

